

Buchvorstellung II

Adelstein, Jake: *Tokyo Vice. An American Reporter on the Police Beat in Japan*. New York: Pantheon Books 2009; 335 Seiten

„Entweder du löschst die Geschichte oder wir löschen dich aus. Und vielleicht deine Familie. Aber die werden wir zuerst erledigen, damit du deine Lektion lernst, bevor du stirbst.“ Damit eröffnet Joshua „Jake“ Adelstein sein Buch über sein Leben als Kriminalberichterstatter in Japan. Es liest sich an wie ein Thriller und streckenweise ist es das auch. Gleich im Voraus: Adelstein kann brilliant schreiben, Spannungsbögen hochziehen, Episoden entfalten, mit schwarzem Humor und Verve seine Aventüren und Begegnungen schildern und knusprige Dialoge liefern. Letztere sind wohl weitgehend rekonstruiert und keine Tonbandtranskripte, aber immer lebendig, milieugerecht gossensprachlich, gallig, knallhart, ganz im lakonischen Stile eines Dashiell Hammett.

Die Geschichte: Yakuza-Bosse, die sich in den USA Lebertransplantationen unterziehen, Millionen-Dollar-Geldflüsse in Casinos in Las Vegas und in geheime Konten und FBI-Kabale. Adelstein lässt sich „überzeugen“, dass die Story wohl kaum in die Zeitung gehört und verspricht, sie nicht in der *Yomiuri*, seinem Arbeitgeber, erscheinen zu lassen. Sie bildet hingegen den Höhe- und Abschlusspunkt des Buches (Spannungsbogen!) und die Krönung und den Sargnagel für des Autors Karriere. Ein Dutzend Jahre als Polizei-Reporter haben aus ihm einen kettenrauchenden, ausgebrannten, chronisch schlaflosen Mann (Selbstzuschreibungen!) gemacht, der überdies einigen Yakuza schwer auf die Nerven geht.

Adelstein unterzog sich und bestand glücklich die Aufnahmeprüfungen für eine Stelle als Journalist in der – zu unterstreichen! – japanischsprachig edierten *Yomiuri shinbun*, die er der *Asahi* vorzog, da letztere Amerika immer in einem schlechten Lichte dastehen ließe. Es war wohl auch eine weltanschauliche Entscheidung: Adelstein ist sehr gesetzeshüterisch unterwegs, gewissermaßen Freund und Helfer der Polizei, Hilfssheriff mit Feder und Notizblock – man weiß bei ihm immer, wer die Guten und wer die Bösen sind. Wie alle Grünschnäbel beginnt er im *shakaibu*, der Abteilung für lokale *faits divers*, verstreute Nachrichten, zumal und zumeist über schwere Vergehen und Verbrechen.

Unser Reporter in spe meldet sich zu einem Praktikum und wird gleich von einem Veteranen in den Laden, den Presseklub, die Arbeitsetage eingeführt und mit Tipps, einem Kodex und Knigge in einem, Kondensat langjähriger

Erfahrung, betraut. Der alte Fuchs stinkt nach Sake und das um neun Uhr morgens – er habe bis fünf in der Früh getrunken – wahrlich ein Vorgeschmack auf das kommende Arbeitsleben. Er wird nach Chiba geschickt, auf die Fährte von Israelis, die allenthalben auf der Straße Schmuck verhöckern. Er beobachtet, wie sie Schutzgeld an die Yakuza entrichten – seine Reportage macht es bis in die landesweite Ausgabe. Guter Einstand! Sein Ausländerstatus wird ihm auch in der Folge spezifische Assignments einbringen und auf diese Weise vorteilhaft eingesetzt.

Adelstein geht ohne große Illusionen in die Maloche: das erste Jahr ist eines der endlosen Schikane und Sklaverei, mit ein wenig On-the-Job-Training nebenbei. Er wird in Saitama postiert, dem „New Jersey“ von Japan – seine metaphorischen Vergleichsobjekte und auch seine Wertmaßstäbe stammen jeweils aus dem US-Kontext. Unser Buchverfasser hat drei Kollegen, die zeitgleich mit ihm eingestiegen sind und die er vor uns lebendig werden lässt: Personen beschreiben ist ein absolutes, veritabel schriftstellerisches Forte unseres Autors: sie werden mit ein paar hochpräzisen Strichen porträtiert und einem sie charakterisierenden Spitznamen versehen und damit unvergesslich gemacht. Auch die Einblicke in den Journalistenalltag sind von dichter beschreibender Intensität und hier ist Adelstein in seinem Element und berichtet hautnah aus diesem: Großraumbüroatmosphäre, Manual-Studium, Pauken der Verbrechenkategorien und nach welchen Mustern und Pattern sie zeitungsgerecht aufzubereiten sind, Sichten von Artikelsammlungen und Anlegen von Akten und nicht zuletzt das rechte Verhalten bei Pressekonferenzen. Er hat einen Mentor und Schinder, erlernt die detektivische Feldarbeit und Modi der Personenbefragung. Immer wieder streut er selbstironische Glossen über seinen Kampf mit der japanischen Sprache ein. Und merkt sich die Lektion Nummer eins: „Im Journalismus zählt nur das Resultat, nicht der Aufwand.“

Der kann aber beträchtlich sein und dazu gehört, was alle *shakaibu*-Reporter in Japan machen: mit den Polizisten in ihren Stationen herumsitzen und Tee trinken, immer auf der Jagd nach einem Schnitzel Information, und Adelstein ist nicht schlecht im Entlocken solcher, wenn's sein muss auch mit unlauteren Mitteln. Abends geht er seine Polizei-Informanten besuchen, weiß um familiäre Situation und welche Mitbringsel (vulgo Bestechung) angesagt sind und immer geht es um den Scoop, den exklusiven Renner, die Meldung, die einen Tag oder einen halben früher erscheint als bei der Konkurrenz. Dieses ständig um die Polizei- und Kriminalbeamten Herumschwenzeln und sie Hätscheln und Hofieren (trefflich *satsu mawari* genannt) schildert er offen, er fühle sich wie ein Strichjunge. Auch ist er sich im Klaren, dass die Polizei die Presse gängelt und manipuliert und Informationen monopolisiert und arbiträr rauslässt und somit im Ergebnis in eine einseitige, polizei-freundliche Berichterstattung mündet. Aber so gut er darum wissen mag: genau aus diesem Zirkel kommt Adelstein nicht

heraus, es fehlt ihm eine kritische Distanznahme zu seinem Tun – zu dominant ist seine Identifikation mit dem Polizeireportertum und sein Gefühl, auf der richtigen Seite des Gesetzes zu stehen. Eben das kann aber auch als Bonus verbucht werden. Er garantiert: Authentizität, Streifenpolizeiblick, Bluthundnase, brutalen Realismus, Verismo pur.

Sein nächster Fall: Mord einer Nachtlokal-Managerin, einer „Snack-Mama“. Hauptverdächtiger ist ein Iraner. Für Ermittlungszwecke macht er alles. „Informationshure“ nennt ihn später sein bester Freund unter den Kriminalbeamten. Er posiert als Perser, ein Possenspiel, das ihn selbst ins Visier der Polizei geraten lässt. Zu den Iranern macht er (S. 78) eine erstaunliche Behauptung: Japan habe seit den 1980er Jahren mit Iran ein Abkommen (!) gehabt, das diesen erlaubt habe, ohne Visum zu arbeiten. Zumeist in Sektoren, die mit den allbekannten „3 K“ charakterisiert worden waren: *kitsui*, *kitanai* und *kiken* (anstrengend, schmutzig und gefährlich, nachempfunden dem Englischen Trio in D: *demanding*, *dirty*, *dangerous*). Statt *kiken* serviert uns Adelstein *kurushii*, das bedeutungsmäßig *kitsui* fast gleichkommt und damit pleonastisch ist. Auch das mit dem Visum sollte er als Journalist nun schon besser wissen: es hat nie ein „Gastarbeiter“-Abkommen gegeben, vielmehr konnten die Iraner visumsfrei als Touristen (= keine Arbeitserlaubnis!) einreisen und drei Monate legal im Lande bleiben (Japan war eines der wenigen Länder, bei denen ihnen das möglich war und war daher, wenn nicht geographisch, so doch psychologisch „nahe“). Viele von ihnen haben dann illegal gearbeitet und häufig ihren Aufenthalt illegal ausgedehnt. Aus ölpolitischen Gründen hat Japan lange gezögert, aber dann doch am 15. April 1993 wieder eine Visumspflicht für iranische Staatsbürger eingeführt. Hier liegt Adelstein sachlich einfach falsch – und nicht nur hier.

Davon zu sprechen, dass es 23 Yakuza-Syndikate gäbe, die offiziell anerkannt („officially recognized“, S. 87) seien, ist mehr als nur ungeschickt formuliert oder missverständlich: gewisse Organisationen werden nach einer Anhörung vor einer Sicherheitskommission mit einer Designation (*shitei*) versehen und dann Zielobjekt des 1992 erlassenen (und mehrfach revidierten) „Anti-Yakuza-Gesetzes“ (kurz: *bōtaihō*). Korrekterweise müsste es also „officially designated“ lauten. Zudem sind die Yakuza-Organisationen keine „legal entities“ analog zu Unternehmen. Im Unterschied zu letzteren gibt es keine staatlich-gesetzlichen Vorgaben, wie eine Yakuza-Vereinigung konstituiert zu sein hat. Das größte Syndikat, die Yamaguchi-gumi, als „Wal-Mart des organisierten Verbrechens“ und die Yakuza als „Goldman Sachs mit Feuerwaffen“ zu etikettieren oder mit dem Rotary Club zu vergleichen, ist zwar schön plakativ, hängt aber als Metapher jeweils mehr als schief. Aber schlagzeigentaugliche Übertreibungen, Sensationalisierung und Es-nicht-immer-so-ganz-genau-Nehmen gehören ja intrinsisch zum Termingeschäft des Journalismus.

Auch die Behauptung (S. 87), dass mehr als die Hälfte der Yakuza koreanischer Herkunft seien, wird daten- oder quellenmäßig nicht untermauert. Angaben dazu sind in der Tat dürftig und als spekulativ zu bezeichnen, einige davon kursieren im Modus Recycling ohne Nachprüfung. Legitim kann nur gesagt werden, dass der Anteil der Koreaner unter den Yakuza gemessen an ihrem Bevölkerungsanteil überproportional hoch ist – was bei Diskriminierungsopfern wie ihnen absolut (sozio-)logisch ist.

Wer ist im übrigen Jumbo (S. 85)? Hier kommt Adelstein wohl seine Spitznamenmanie in die Quere, er tritt ohne Profil nur dieses eine Mal auf und Personenregister gibt es keines, anhand dessen herauszufinden wäre, wer gemeint ist. Auch kein Sachregister, kein Quellen- oder Literaturverzeichnis. Es ist klar: dies ist kein akademisches Buch und Adelstein kein akademischer Kopf. Dass das *bōtaihō* „als Strafe“ dafür erlassen worden sei, dass die Yakuza in das Immobiliengeschäft und anderes legales Business eingedrungen sind (S. 88), stimmt zwar, aber nur zum Teil. Es gab da ein ganzes Bündel von Faktoren, die zusammengespielt haben, und die gesetzliche Handhabe ist nicht so simpel und monokausal explizierbar. Aber präzise Analysen und Differenzierungen sind Adelsteins Sache nicht. Was ihn nicht hindert, aufgrund des – verdienten – Erfolges seines Buches als der große Yakuza-Experte aufzutreten, wobei er dieses und sich selbst im Internet und in amerikanischen TV-Shows pompös promotet. Dies mag auch an einer einseitigen Rezeption seines Werkes liegen, aber sicher auch am sehr von sich selbst überzeugten, großspurigen Gebaren Adelsteins. Aber auch hier die gute Seite: ohne ein gewaltiges Maß an Chuzpe und Großmäuligkeit hätte er es als Reporter nicht so weit gebracht.

Und Courage hat er auch mächtig: in der Verfolgung seiner Fälle ist er unbeirrbar und unerbittlich. Er wird auf die Fährte eines Opfers eines Hundezüchters gesetzt, in dessen Umfeld auf mysteriöse Art serienweise Menschen verschwinden. Zu seiner Kundschaft zählten vorzugsweise Yakuza, die exotische, blutrünstige Bestien zu halten belieben. Der Boulevard hatte die Story schon platzen lassen. Die Hetzjagd nach der Exklusivmeldung und der Druck, der auf ihm als Reporter lastet, wird einem geradezu schmerzhaft nahegebracht. Der Hundezüchterfall ist ein Intrigenreigen und ein Cocktail aus Verrat, Wucher, Profitgier, Verschuldung, Tierquälerei, Prügeleien, Geiselnahmen und Mord und Totschlag. Aber er lernt im Laufe der Recherche Sekiguchi kennen, einen Polizisten, mit dem ihn eine innige Freundschaft verbinden sollte und der ihm die treffliche „Informationshure“ an den Kopf geworfen hatte. Innig bis intim ist auch seine Beziehung zu einer Bar-Hostess und Ex-Yakuza-Mätresse, die sich als eine wichtige Informationsquelle erweisen wird. Für Adelstein ist Info Info, was zählt ist ihre Brauchbarkeit, nicht von wem sie stammt.

Dann werden ein paar Jahre übersprungen, unser Autor hat unterdessen geheiratet und wird nach Tokyo versetzt und in seinem Distrikt findet sich der Sündenpfuhl, in dem er sich die nächsten Jahre suhlen wird: Kabuki-chō, **das** Rotlichtviertel mit allen sexuellen Spielarten am Markt, die sich die menschliche Fantasie ausmalen mag. Er versucht sich – zu Recherchezwecken versteht sich – als Host in einer Bar für einsame Frauenherzen mit zerbeultem Selbstvertrauen, das es glatt zu streiche(l)n gilt und denen in geradezu therapeutischer Absicht zuzuhören und ungeteilte Aufmerksamkeit zu schenken ist – geschlechterverkehrte Rollen und Spiegelbild zu den Myriaden von Japans Hostessen-Bars – alkoholgetränkte Seelenreperaturwerkstätten für gestresste Geschäftsleute. In seinem grandios anschaulichen Bericht über die Szene verrät Adelstein nicht nur sein schriftstellerisches Können, sondern auch, dass er sich im Zwielicht und in halbseidener Gesellschaft durchaus wohlfühlt.

Aber das soll anders werden mit dem Falle Lucie Blackman. Die vormalige Stewardess war kaum zwei Monate in Japan, wo sie in Roppongi als Hostess jobbte, als sie am 1. Juli 2000 spurlos verschwand. Ihre Causa wurde nicht nur von der Ausländergemeinde und britischen Botschaft verfolgt, sondern auch von der englischen Boulevardpresse breitgeschlagen. Ihr Vater bemühte sich mehrfach nach Japan, setzte ein Kopfgeld auf den Täter aus und stellte einen Privatdetektiv an, da er die japanische Polizei – auch der Presse gegenüber – für inkompetent erklärte.

Adelstein bezeichnet den Fall als Wendepunkt in seiner Karriere: von dorthier stamme sein Interesse an und sein Engagement gegen *human trafficking*, Menschenschleuserei und Schlepperunwesen. Das alles sei bis dahin nicht in seinem Vokabular und Gesichtsfeld gewesen – womit er sich aber vehement selbst widerspricht: hatte er doch als einen Grund für seinen Einstieg in die konservative *Yomiuri* genannt, eine von ihr edierte Artikelserie über eben jenes *human trafficking* gelesen und für gut befunden zu haben (S. 13). Hat er sich nachträglich zurechtgedreht – aber wie dem auch sei, Adelstein lernt nun die düstersten und abscheulichsten Seiten dieses Gewerbes kennen, was ihm nachhaltig den Spaß an der Sex-Industrie verdirbt und ihn – er nennt es selber so – einen „Kreuzzug“ antreten lässt. Er legt sich eine neue Identität als Versicherungsagent zu und treibt sich in „schlecht beleuchteten, schäbigen“ Bars herum, um an Indizien heranzukommen. Seine investigative Kleinarbeit beschreibt er hochspannend – man glaubt in einem Film zu sitzen – einem Horrorfilm. Ein Verdächtiger ist schon dingfest gemacht: er hatte seit Jahren mit demselben Dreh (vor allem) ausländische Frauen zu einem Ausflug ans Meer und in sein Appartement eingeladen, wo er sie mit Betäubungsmitteln in Drinks wehrlos gemacht und dann vergewaltigt hatte. Alles hatte er auf Video festgehalten. Von Lucie Blackman gab es keine Aufnahmen. Er wurde rechtskräftig verurteilt, der

Mord an Lucie ist noch gerichtlich anhängig – ihre Leiche wurde in unsäglichem Zustand am Strand in der Nähe der Wohnung des Verhafteten gefunden.

In diesem Zusammenhang kritisiert unser Polizei-Partisan die Exekutive insofern, als bei Vergewaltigungen oder Stalking in Japan oft die Opfer noch einmal viktimisiert und nicht ernst genommen werden, die Ermittlungen zu lasch und die Strafen zu niedrig seien. Da ist ihm sicher zuzustimmen. Aber es liegt auch auf seiner punitiv-repressiven Linie: beim Organisierten Verbrechen hält Adelstein die japanische Gesetzeslage für ebenso unzureichend und zahnlos – immer gemessen an US-Standards. Sicher herrscht in Japan ein gewisses Laissez-faire, das aber (zunehmend) mit gezielt dosierten Störaktionen und Strafsanktionen flankiert wird, wenn die sozioökonomische Ordnung arg ins Ungleichgewicht gerät. Damit hält sich die japanische Polizei einen Raum der Kontrolle und Supervision des Organisierten Verbrechens offen, das in Schach gehalten, aber nicht in den Untergrund gedrängt wird. Man könnte das – alternativ – als das „japanische Modell“ ansehen und mit ein wenig hermeneutischer Fantasie als historisch-kulturell gewachsen und als gar nicht so schlecht verstehen.

Weitere von Adelstein abgedeckte Themen sind eine brachiale ATM-Automaten-Raubserie und Internet-Kriminalität. Eine gute Kollegin und ein Schutzengel am Arbeitsplatz, die wegen „Insubordination“ versetzt worden war, begeht Selbstmord, was ihm an die Eingeweide geht. Ein Mangel an menschlichen Dramen kann bei diesem Buch nicht beklagt werden. Dann kommt die Aufgabe, die ihn zum ersten Mal mit seiner Nemesis in Kontakt bringt: Er ist hinter Kajiyama Susumu her, einem (Ex-)Yakuza, der einem Geldverleih- und Zinswucherimperium vorsteht. „Schwarzgeldkaiser“ wird er gerufen und war Mitglied der Mio-gumi und Jinnai-gumi, nicht einer Onai-gumi (!?), wie unser Reporter fälschlich angibt (S. 218). Kajiyama arbeitet per Internet und mit landesweiten Listen von Mehrfachverschuldeten, denen er Kredite gewährt, bei deren Nicht-Rückzahlung er sie für weitere Vorschüsse an Kredithaie seines eigenen Konglomerates umleitet – bei geradezu perversen Profitspannen. Da kann man auch mal ein paar Millionen (Dollar!) in Casinos in Las Vegas verspielen oder in deren Hausbanken transferieren. Und hier ist die Verbindung zu Gotō Tadamasa, dem Erzfeind von Adelstein: auch er spielt gerne in Las Vegas und hat Konten in den USA.

Unser Autor hat sich über die Jahre ein abgefeimtes Spitzelnetzwerk aufgebaut: Hostessen, Yakuza, Ex-Yakuza, Anreißer und Rausschmeißer von Nachtclubs und andere Halbweltfiguren. Von einem dieser vernimmt er das Gerücht über Gotōs Leberverpflanzung. Gotō – „*the Godfather of Japanese Crime*“ – meint Adelstein in einem überzogenen Superlativ, der auch andernorts nicht müde wird, Gotō als besonders skrupellos und gewalttätig zu charakterisieren, ja, ihn

zu dämonisieren. Er baut sich einen Super(stroh)mann auf und verleiht Gotō eine Prominenz (in der Unterwelt), die ihm nicht zukommt – hingegen Adelsteins eigene Wichtigkeit und seinen Heroenstatus erhöht.

Zunächst geht es noch einmal zurück zur Schlepperei, die transnational nach gleichem Muster abgeht: großartige Versprechen, Rekrutierung vor Ort und Versklavung in der Sex-Industrie im Zielland. Anwerbegebiet ist jüngst besonders der ehemalige Ostblock, die Frauen kommen als Touristinnen, arbeiten also illegal und somit rechtlos und jeglicher Ausbeutung ausgeliefert und sie werden alle Monate „wegrotiert“ (man vergebe mir die Sprache, aber die Betroffenen werden in der Tat wie Objekte oder Waren behandelt). Die Redaktion will eine rührselige Opfergeschichte und Adelstein bekommt sie – die „fundamentale Horrorstory“, die sich im Zwangsprostituiertenmilieu so tragisch oft wiederholt – und ein auto-inkriminierendes Interview mit einem Schlepper. Der Artikel erregt Aufsehen und offizielles Ärgernis. Adelstein hat seine Causa gefunden. Und eine wichtige Informantin und Confidante: Helena, eine Australierin, die ihren Angaben nach aus freien Stücken Nobelnutte ist. Mit ihr bleibt er auf tragische Weise verstrickt und verquickt. Aber nicht nur mit ihr ist er emotional involviert: die ganze *human trafficking* Thematik geht ihm allzu nahe, er brennt aus, vernachlässigt Frau und Kinder, geht kaputt.

Im November 2005 kündigt Adelstein bei der *Yomiuri*. Nur um wenige Monate später aufs neue auf der Straße und im Rotlichtmilieu Tokyos zu stehen, wo er sich gleich mal mit einem Rausschmeißer prügelt: diesmal für eine Studie über *human trafficking* (!), gesponsert vom U.S. State Department. Er trifft Helena wieder, sie kommt sehr warmherzig und sympathisch herüber, es ist eine innige Freundschaft zu spüren, aber als Nachgeschmack auch, dass hier einiges verschwiegen wird. Er schickt sie in die Höhle – oder Hölle – des Löwen, eine NGO, die Frauen nach Japan schleust und mutmaßlich als eine von vielen Fassadenorganisationen des Gotō-Syndikats fungiert. Helena verschwindet und ist unauffindbar. Nun wird Adelsteins Feldzug wirklich persönlich und obsessiv: in der Sorge um Helena und der Verfolgung und Verdammung Gotōs.

Sein Polizistenfreund Sekiguchi erliegt einem Krebsleiden und Adelstein bereut nachhaltig, nicht auf sein Begräbnis gegangen zu sein, setzt ihm aber ein berührendes Denkmal, in der Weise, wie er ihn schildert. Auch einer seiner besten Yakuza-Informanten liegt mit Krebs im Spital, hat aber noch die Kraft, Adelstein deftig zu ohrfeigen, als ihn dieser nach Helena und der NGO, auf die er sie angesetzt hatte, befragt. Helena blieb und bleibt verschollen.

Also geht er auf seinen deklarierten Widersacher los. Er informiert sich über Gotō und seine Machenschaften via Polizei-Report. Gotō war mit Hilfe des FBI an eine Einreiseerlaubnis in die USA gekommen, er habe einen Deal gemacht, nämlich Insider-Informationen im Gegenzug zu liefern. In Los Angeles soll er

dann eine neue Leber erhalten haben, nachdem er nur zwei Monate auf der Empfängerliste gestanden habe, ein Organ eines Teenagers, der bei einem Auto-unfall umgekommen war. Adelstein berichtet über eine Konversation zwischen Gotō und einem anderen Yakuza-Boss, der sich über den glücklichen „Zufall“ äußert, einer regelrechten Verjüngung teilhaftig geworden zu sein, wobei Gotō erwidert haben soll, dies sei kein Zufall gewesen. Und nun fügt Adelstein als Anspielung an, ob damit die junge Spenderleber oder der Autounfall gemeint gewesen sei, bliebe offen, aber er traue Gotō alles zu. Das ist eine unhaltbare, wenn nicht böswillige Unterstellung, die lediglich erweist, dass unserem Autor bei Gotō jede Objektivität, Fairness (z.B. Unschuldsvermutung) und auch sein journalistisches Ethos, Informationen mehrfach abzuklopfen und rückzubestätigen, abgehen.

Auch kolportiert er anhand nur eines Gespräches mit einem seiner Spione, dass der Selbstmord des Filmregisseurs Itami Jūzō kein solcher gewesen sei, vielmehr hätten ihn die Handlanger Gotōs gezwungen, sich von einem Gebäude zu stürzen (S 300). Auch hier wird ein Gerücht aufgrund einer einzigen, unabhäckercheckten und dubiosen Quelle in die Welt gesetzt. Die Morddrohung Gotōs wird auf dieser Folie hingegen noch konkreter und unheimlicher – und Adelstein will im Januar 2008 definitiv die Bestätigung haben, dass Gotō danach trachte, ihn umzulegen.

Adelstein erhält Polizeischutz und geht auch auf eine Gerichtsverhandlung, in der Gotō als Angeklagter wegen einer illegalen Immobilienbesitzübertragung sitzt. Vor dem Lift steht er Auge in Auge mit seinem Kontrahenten. Er vergisst sich und geht auf seinen Rechtsanwalt los – es ist eine höchstpersönliche und hasserfüllte Affäre geworden. Adelstein hat nun seine Geschichte über die Lebertransplantation parat, aber in Japan ist sie allen zu heiß, weswegen sie nur über den Umweg der *Los Angeles Times*, ihren Weg in die japanische Presse und eine japanischsprachige Anthologie macht. Anlässlich des Artikels in letzterer soll Gotō aus der Yamaguchi-gumi hinausgeworfen worden sein. Diese Behauptung mag Adelstein eine Art Genugtuung geben, ist aber haltlos und eine maßlose Selbstüberschätzung.

Mit der Yamaguchi-gumi-Führung hatte Gotō schon länger ein gespanntes Verhältnis, Absenzen bei den Don-Versammlungen, eine bombastische Geburtstagsparty und Golfpartie mit prominenten Gästen aus dem Show-Business, die von einem Wochenmagazin hochgezogen worden war, werden auch als Gründe gesehen. Übrigens waren die Informationen, die Gotō tatsächlich an den FBI weitergegeben hat, lausig und so lächerlich, dass dies auch Yakuza-intern als „Geplauder“ abgetan wird, er habe nur öffentlich schon längst Bekanntes geliefert (z.B. *Shūkan jitsuwa bessatsu* 2010, 5/14, S. 20). Außerdem war die Sanktion der Yamaguchi-gumi die mildest-mögliche: die Streichung aus ihrem

Register (*joseki*) – beim Rücktritt eines Bosses eine Formalität. Kein *hamon* (Bann mit Rückkehroption) oder *zetsuen* (unwiderruflicher Abbruch aller Beziehungen zur Yakuza-Welt). Diese Maßnahme wird von Adelstein übrigens allzu plakativ und damit falsch erklärt (S. 128): Es ist kein „*Wanted Dead or Alive*“, niemand ist hinter dem Gebannten her, es gibt schlicht keinen Kontakt, keine Gespräche, keine Geschäfte mit ihm und keine Gastfreundschaft für ihn mehr. Basta.

Der Showdown des Buches hat zwei Akte: 1.) Gotō sagt der schnöden Welt ade und tritt in den buddhistischen Mönchsstand ein (und heißt jetzt „Chūei“). Auch hier spekuliert Adelstein nicht recht wohlwollend über die Motive. Und dann glaubt er noch, mit ihm ins Gericht gehen und ihm qua Zitaten aus einem buddhistischen Sutra eine Predigt halten zu müssen, deren Finale einen unguuten Nachklang hinterlässt. Adelstein hängt noch einmal auf subtile Weise seine moralische Überlegenheit heraus – wie überhaupt das Buch, nicht immer auf subtile Art, ständig einen Überschuss und Mehrwert an Moral und Selbstgerechtigkeit produziert. 2.) Diese verlässt Adelstein aber gänzlich bei Helena, die möglicherweise ein schauriges Ende gefunden hat. Es wird brutal offen und selbstanklägerisch geschildert – ein Nachtmahr. Sein Buch fesselt durchgehend und bis zuletzt – eine Lektüre darf ich unbedingt empfehlen – nicht jedem/r allerdings als Bettlektüre.

Zum guten Schluss kommt der Rezensent nicht umhin, in aller Kürze seiner lapsologischen Funktion nachzukommen. Pauschal sei zur Transkription japanischer Ausdrücke bemerkt: Vokallängungen werden inkonsistent (im Regelfall gar nicht) markiert, Bindestriche arbiträr gesetzt oder nicht, auch Schrägschrift für japanische Wörter gibt es mal und dann mal wieder nicht. Eine einzelne Auflistung würde ermüdend ausufern, weshalb ich davon absehe. Manches ist auch schlicht falsch. Unter den Glücksspielern, einer Yakuza-Traditionslinie, herrschte seit altersher das verbindliche Gebot, Spielerkollegen auf Wanderschaft eine Nacht Unterkunft und ein Mahl zu gewähren: *isshuku ippan no ongi*, was Adelstein mit *isshukuippaku no ongi* wiedergibt (*ippaku* würde dasselbe wie *isshuku* heißen!). Ungenauigkeiten und Unstimmigkeiten obiger Art lassen immer ein wenig an der sprachlichen und sachlichen Kompetenz des Autors zweifeln und sollten deshalb in seinem eigenen Interesse vermieden werden.

Die journalistischen und schreiberischen Fähigkeiten des Verfassers sind jedoch, wie mehrfach betont, über jeden Verdacht erhaben. Wenn Sie in einem Buch über die dunkle Unterseite der japanischen Gesellschaft schmökern möchten, haben sie eine fulminante Reportage vor sich, *cum ira et studio* zwar und aus einem strafverfolgungsbehördlich nahen und etwas einseitigen Blickwinkel, aber lesenswert allemal!

Wolfgang Herbert